
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 125. Bromberg, den 16. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

(1. Fortsetzung.)

III.

Jan Fock unternahm keinen neuen Versuch, über die Haupttreppe auf die Straße zu gelangen, denn draußen, auf dem dunklen, raucherfüllten Flur war die Hitze noch mörderischer geworden. Aus den tiefer gelegenen Stockwerken dröhnte unaufhörlich prasselndes Knallen. Jan lief, so rasch die Hitze, die Dunkelheit, der Rauch und die Last auf seinem Rücken es erlaubten, bis ans Ende jenes Gebäudeflügels, wo die Räume der Holophor-Gesellschaft lagen. Seine Hoffnung, über die Seitentreppe zu entkommen, trog schmählich. Der Rauch stand hier in dicken, unbeweglichen Wolken. Nach zwei Schritten machte Jan wieder kehrt. Sein Atem kam pfeifend aus der Brust. Der Mann auf seinem Rücken stöhnte zum Gotterbarmen. Dieses Stöhnen beruhigte Jan, denn es verriet ihm, daß sein Schützling wenigstens noch lebte.

Jan gab es auf, abwärts zu gelangen. Wahrscheinlich würde schon im nächsten Stockwerk die Hitze so stark sein, daß sie ihm die Besinnung nahm. Von einem Fenster aus Leute auf der Straße anzurufen, war gefährlich, denn er mußte die Begegnung mit denen da unten meiden. Indessen bewog ihn die Rücksicht auf den Kranken, seine Sicherheit aufs Spiel zu setzen. Er drang in irgendeins der nächsten Zimmer ein, riß ein Fenster auf und beugte sich weit hinaus. Nebel, Rauch und wolkig roter Schein — nichts sonst. Heulen, Schrillen und Prasseln toste zu ihm herauf, und dieser Lärm würde jeden Hilfeschrei verschlucken, den er etwa hinunterschrie. Er mußte sich allein helfen oder umkommen.

Jan rannte den langen Flur wieder zurück, dem anderen Flügel des Gebäudes zu. Die wenigen Minuten des zwecklosen Hin und Her hatten ihn furchtbar erschöpft. Seine Lungen rasselten. Mit zusammenknickenden Knien schleppte er sich eine halbe Treppe hinauf und mußte dann Rast halten. Er wischte sich mit den Rockärmeln den Schweiß von der Stirn. Seine Augen schmerzten so sehr, daß er sie nicht mehr öffnen konnte. Erst als er die Schnüre, die seine Brust grausam einpreßten, ein wenig lockerte, entsann er sich in seiner halben Bewußtlosigkeit des Mannes, den er retten wollte. Er drehte sich um. „Wie gehts Ihnen da hinten, he? — Nun können wir uns doch wenigstens einen Begriff davon machen, wie's in der Hölle aussieht!" Er versuchte zu lachen, aber es wurde nur ein heiseres Lallen daraus.

Es kam keine Antwort, aber Jan fühlte, wie es auf seinem Rücken in dem Trageschurz zuckte. Also schleppte er sich doch wenigstens mit keinem Toten.

Jan gab sich wieder den Befehl zum Aufbruch. Stinkende Dünste kamen aus den unteren Stockwerken und drohten, ihn zu ersticken. Der knallende Lärm der Explosionen dauerte noch immer an. Vielleicht stürzte der andere Flügel allmählich ein. Jan zog sich und seine Last an dem Geländer empor. Seine Gelenke zitterten erbärmlich.

Irgendwo, vielleicht im zehnten oder elften Stockwerk, ließ Jan sich wieder auf eine Treppenstufe fallen. Er ertappte sich dabei, wie er unaufhörlich vor sich hinschimpfte, auf den höllischen Gestank, die mörderische Glut, die ihm den Weg so sauer machten.

Da umfaßte von hinten ein Arm seine Schulter, und die dünne, kraftlose Stimme des alten Mannes bat: „Warum wollen Sie mich nicht hier sterben lassen? Ich bin Ihnen doch eine Last! Retten Sie sich allein! Mit mir zusammen werden Sie umkommen — allein können Sie sich vielleicht retten! Lassen Sie mich . . ."

Jan sah sich entrüstet um. Aber seine Augen waren blind. Er sah nichts. „Wir werden uns beide retten!" schrie er mit einem ganz zwecklosen Stimmaufwand. „Beide! Hören Sie? Entweder verbrennen wir gemeinsam in diesem verdammten Backofen, oder wir kommen gemeinsam heraus!"

„Wer sind Sie?" fragte der Mann. „Wie heißen Sie?"

Jan vergaß alle Vorsicht und antwortete: „Ich heiße Jan Fock!"

„Lassen Sie mich hier zurück, Jan Fock! Denken Sie an Ihr eigenes Leben! Sie sind noch jung! Retten Sie sich allein!"

Jan gab keine Antwort mehr. Seine Kräfte waren noch längst nicht erschöpft. O nein, keineswegs! Er fühlte sich wieder stark genug, im Eilschritt die Treppe hinaufzustürmen. Aber er kam nicht weit bei dieser Geschwindigkeit. Die Schnüre des Schurzes schnitten ihm wieder die Luft ab. Die Hitze schien abermals zuzunehmen. In den Kohlenbunkern von S. M. Schiff „Gneisenau" war es dagegen kühl wie im Eisschrank gewesen, und die Luft dort hatte besser gerochen. Jan preßte die Lider aufeinander, daß tausend glitzernde Sterne vor seinen Augen auftanzten, und zog sich nun wieder schachmatt und elend am Treppengeländer aufwärts. Es nahm kein Ende, es ging immer weiter und weiter bis in einen glühenden, lohenden Himmel hinein.

Der Mann auf seinem Rücken begann wieder zu röcheln. Jan lauschte auf dieses grauenvolle Geräusch und war besorgter um das Leben seines Schützlings als um sein eigenes, und fast war es nur noch dieses Röcheln, das ihn vorwärts und aufwärts trieb.

Das Geländer war endlich zu Ende. Jan schlug die Augen auf, aber er erkannte nichts. Als er seine Hände vom Geländer löste, schwankte er so stark, daß er fast die Treppe hinuntergestürzt wäre, er warf sich nach vorn und fiel auf die Knie. So blieb er eine Weile. Dann kroch er vorwärts, bis er eine Wand erreichte. An ihr tastete er sich entlang bis seine Hände auf eiserne Sprossen stießen, die in die Wand eingelassen waren und weiter in die Höhe führten.

Das Röcheln des alten Mannes war verstummt. Vielleicht war er schon tot. Jan rief ein paarmal mit schwacher Stimme: „Halloh!" und nach einer Pause abermals: „Halloh!" Er bekam keine Antwort.

Diese letzte Strecke Weges war die schlimmste. Jede neue Sprosse war nur mit übermenschlicher Anstrengung zu erreichen. Es bestand die Gefahr, daß er mitten auf dem Wege die Kräfte und seine Besinnung verlor, die Sprossen losließ und abstürzte. Jede neue Minute in dieser höllischen Glut machte ihn schwächer, betäubte erbarmungsloser seinen Verstand, schläferte immer mehr seinen Willen ein, sich und den Fremden um jeden Preis zu retten. Achtlos zählte er eine Sprosse nach der andern, und als er die siebzehnte zählte, stieß er mit dem Kopf an die Decke, wahrscheinlich an die Dachluke. Er wagte nicht mehr, sie mit der Hand aufzustoßen, sondern kletterte weiter und schob sie mit dem Kopf auf. Jählings verspürte er einen hellen, stechenden Schmerz an der Stirn. Etwas Laues floß ihm über das Gesicht in das Auge. Seine Zunge schmeckte Blut — **Blut**

und salzigen Schweiß. Er hatte sich die Stirn an einem scharfen zackigen Blech aufgerissen.

Jan beachtete den Schmerz nicht. Er reckte sich mit aller Kraft hoch, die Luke hob sich, und frische kühle Luft wehte um seinen Kopf. Er stieß ein Freudengebrüll aus.

„Wir sind gerettet!" schrie er dem alten Mann zu. „Gerettet!"

Aber der alte Mann antwortete nicht mehr.

Jan kletterte auf das Dach hinaus. Von der Straße her tobte Lärm. Über dem östlichen Gebäudeflügel standen rauchige Wolken und dicker Qualm. Die Lichtkegel der Scheinwerfer prallten vor dieser Rauch- und Nebelwand zurück, ihr bleicher Widerschein zuckte über das schwarzglänzende Dach.

Neben einem Schornstein entledigte sich Jan seiner Last, kniete neben dem Mann nieder und legte sein Ohr auf dessen Brust. Deutlich hörte er das Herz hinter den Rippen pochen. Er hatte also wenigstens einen Lebenden gerettet! Jan schrie auf vor Freude.

Für ihn war es am ratsamsten, auf dem Dach zu bleiben, überlegte er. Unten auf der Straße drohten lästige Frager und vielleicht sogar die Polizei. Es war gar nicht unmöglich, daß man ihn sogar verdächtigte, den Brand angelegt zu haben. Hier auf dem Dach war er einstweilen in Sicherheit. Aber der alte Mann konnte in jedem Augenblick seinen letzten Seufzer tun, und um dieses Schwerkranken willen mußte er seine Sicherheit aufs Spiel setzen.

Er ließ den Alten einstweilen liegen, wo er lag und hielt Umschau. In der Mitte der Giebelwand, die senkrecht in eine unkenntliche neblige Tiefe abstürzte, entdeckte er Sprossen, die abwärts, wahrscheinlich zu einem tiefer gelegenen Dach führten. Er blickte hinunter, konnte aber kein Ende der Sprossenleiter erkennen. Nebel und Dunkelheit verhüllten alles.

Die Schnüre des Trageschurzes wurden wieder klar gemacht, und Jan schlüpfte darunter, richtete sich erst auf den Knien auf und stand dann wieder fest und stark auf seinen verläßlichen Beinen. Das Dach war glitschig vor Nässe, und er mußte kleine, behutsame Schritte tun, um nicht auszugleiten.

Seine Stirn blutete noch immer. Er preßte sein Taschentuch darauf. An der Giebelwand schwang er sich auf das Sims und tastete mit den Füßen nach der ersten Sprosse. Er saß zwischen einem dunkeln, unerkennbaren Himmel und einer ebenso dunkeln, unerkennbaren Tiefe, aber diese luftige Lage beunruhigte ihn nicht. Nicht umsonst war er lange Zeit Schiffsjunge auf dem „Pieter Klaas" gewesen.

Der Abstieg ging leichter vonstatten, als er gehofft hatte. Von Zeit zu Zeit wandte er sich um, ob er nicht schon in der Nähe des nächsten Daches sei, aber unglücklicherweise hing der Trageschurz so dicht vor seiner Nase, daß er nichts erkennen konnte. Da hörte er Rufe von unten zu sich heraufdringen, erstaunte fragende Rufe, auf die er keine Antwort gab, denn er wußte keine. Eine Sekunde lang dachte er sogar daran, wieder hinaufzusteigen und sich vor denen da unten in Sicherheit zu bringen. Aber der alte Mann mußte endlich Hilfe haben, und so stieg Jan bangenden Herzens tiefer. Die Rufe kamen rasch näher. Wahrscheinlich kletterten die da unten ihm entgegen. Jan biß die Zähne zusammen und sah sich im Geist hinter schwedischen Gardinen in staatlichem Gewahrsam.

Dicht unter ihm schrie jemand: „Wen bringen Sie da?"

„Ich weiß nicht," antwortete Jan.

„Wer sind Sie?"

Jan hütete sich, eine Antwort zu geben. Er kletterte tiefer.

„Kommen Sie noch ein paar Stufen herunter! Ich will Ihnen den Mann abnehmen!"

Jan gehorchte, kletterte noch etliche Meter weiter herunter und blieb dann stehen. Eine Stimme, dicht unter ihm, rief: „Oberst Holligan! Senjor Argentuela ist gerettet!"

Eine Stimme von unten antwortete. Jan stand still. Jemand tastete sich an seine Beinen vorsichtig und langsam aufwärts. Er duckte sich und ließ sich aus den Schnüren des Schurzes befreien. Der Mann unter ihm keuchte vor Anstrengung.

„Zwei Mann hier herauf! Argentuela lebt!"

Gott sei Dank, dachte Jan. Er lebt noch immer!

Er blickte zur Seite hinunter auf das nächste Dach. Zwei Männer kletterten wie Affen an den Sprossen aufwärts und nahmen dem ersten das lebende Bündel ab. Sie schrien aufgeregt durcheinander. An Jan dachte kein Mensch. Er wartete noch ein paar Augenblicke, bis die unter ihm wieder hinabgestiegen waren und folgte ihnen dann.

Sechs oder sieben Männer standen um Argentuela im Kreise herum. Ein großer schlanker Herr, dessen Haar vollkommen weiß war, kniete neben ihm.

Jan warf noch einmal einen Blick auf das runzlige Gesicht, auf das eisgraue Haar, dann schlug er einen vorsichtigen Bogen um die Gruppe der Männer, erreichte eine offenstehende Dachluke und kletterte eilig abwärts. Die Gefahr einer Verhaftung schien abgewandt.

Unbehelligt erreichte er die Straße. Die Menschen, die an ihm vorbeieilten, beachteten ihn nicht, denn alle waren begierig, so schnell wie möglich in die Nähe der Brandstelle zu kommen. Jan teilte ihr Verlangen nicht. Er hatte genug von Feuer und Rauch. Auf der andern Straßenseite befand sich ein Brunnen. Dort reinigte er sich von dem Blut, das noch immer aus seiner Stirnwunde sickerte.

Langsam und noch nicht ganz sicher ging Jan die Straße hinunter, dem Bahnhof zu, wo er sich vor fast drei Stunden aus einem modisch gekleideten Weltreisenden in einen unauffälligen Arbeiter verwandelt hatte. Den Handkoffer, der den eleganten Straßenanzug enthielt, hatte er im Gepäckraum des Bahnhofs abgegeben. Jetzt löste er ihn wieder ein, zog sich in einen Toilettenraum zurück und kleidete sich rasch an . . .

Etwa zwanzig Minuten später betrat Herr John Reusselaar aus Boston die Halle des großen Hotels am Potsdamer Platz. Ein Page stürzte ihm entgegen, um ihm den Handkoffer abzunehmen und bemerkte mit Verwunderung, daß der Gast eine Wunde an der Stirn trug. Sie war deutlich sichtbar, obwohl er den Hut tief in die Stirn gezogen hatte. Reusselaar fuhr zum dritten Stock hinauf und begab sich in sein Zimmer.

Als sich der Page mit einer militärischen Verbeugung zurückgezogen hatte, warf sich Jan aufächzend in seinen Sessel.

In dem Koffer, der dort drüben an der Wand lehnte, befanden sich statt der erhofften Platingefäße ein paar zerrissene und beschmutzte Lumpen. Die Handvoll Wechselgeld war das letzte, was er besaß, und es reichte nicht aus, hier im Hotel die Schulden zu bezahlen. Jan erhob sich und ging mit steifen Knien hinüber zum Schreibtisch, schloß das mittelste Fach auf und nahm den goldenen Halsschmuck mit dem großen Saphir heraus, den er jener blonden Frau in San Remo aus dem Schlafzimmer gestohlen hatte. Er ließ die feingliedrige Kette durch die Finger gleiten, ließ den edlen Stein im Licht der Deckenlampen schimmern und blitzen und dachte währenddessen, daß er nun doch gezwungen war, diese Kostbarkeit zu Geld zu machen. Er war nicht mehr in der Lage, sich Edelmut und Gewissen leisten zu können. Je mehr er aber mit diesen Gedanken spielte, um so deutlicher sah er die Frau vor sich, die sich entsetzt im Bette aufgerichtet hatte, als er erschrocken herumgefahren war. Er sah ihre großen grauen Augen, die das Entsetzen geweitet und starr gemacht hatte, ihre schlanken weißen Arme und den Mund, der sich öffnen wollte zu einem Schrei . . .

„Nein!" sagte er ganz laut und verjagte mit diesem Nein alle Verlockungen. „Ich werde den Stein nicht verkaufen. Ich werde ihn nach San Remo zurücktragen, und wenn ich mich durchbetteln müßte bis dorthin!

Er war sehr befriedigt über diesen Entschluß, der ihm ja auch die Möglichkeit gab, noch einmal die blonde grauäugige Frau wiederzusehen. Aber die Frage, wovon er morgen seine Hotelrechnung bezahlen und die Karte nach San Remo kaufen sollte, wurde durch den Entschluß nicht gelöst.

(Fortsetzung folgt.)

Fastnacht in Stralsund.

In diesem Monat gedenkt die Stadt Stralsund ihrer Belagerung vor 300 Jahren. Wir bringen mit Erlaubnis des Verlags J. F. Steinkopf, Stuttgart, ein Stück aus dem soeben erschienenen sehr empfehlenswerten Roman „Feuer am Sund" von W. Fleck, der dort im 15. Jahrhundert spielt.

Fastnacht! Fastnacht in Stralsund! Die reiche Hansestadt war voll Jubel und Ausgelassenheit. Gleich einer untergehenden Sonne loderte die Lebenslust noch einmal hellauf, ehe sie in die grauen Schleier des Aschermittwoch versank, und das „Hungertuch" aufgehängt wurde im Chor von Sankt Nikolai. Fastnacht! Heute war erlaubt, was sonst verboten war, heute floß das schwere, nordische Blut leichter, drückte verständige Bedächtigkeit ein Auge zu, oder manchmal auch beide. Wozu hatte man das ganze Jahr in den Werkstätten, beim Fischfang und Schiffsbau gescharwerkt, wenn man nicht einmal die silbernen Schillinge sollte hinauswerfen dürfen wie ein Geschlechterherr? Und hatte man's getan, so empfand man beileibe keine Reue, im Gegenteil. Einem wurde leicht und beschwingt zumute wie einer Sundmöve, und man spürte Lust zu neuer Torheit. Ein lieblicher Duft von Gebratenem und Gebackenem schwebte in der Luft. Heute zeigte daheim jede Hausfrau ihre Kunst. Doch war das gleichsam nur ein vorbereitendes

Rüchlein im Vergleich zu dem, was der Markt bot. Dort standen die Litten der Garbereiter beladen mit schneckenfetten Würsten, mit knusperigen, gebratenen Fischen, „so stief as 'n Doden", die Tische der Bäcker mit solchen Bergen duftender Wecken, daß man meinte, man sei im Schlaraffenland. In den Trinkstuben aber rann Wein, Bier und Met, drängten sich die Lustigen und die Durstigen an den plumpen Eichentischen, und jeder Wirt hätte sich ein Dutzend Hände wünschen mögen.

„Söben Ellen Boddermelk
Un tein Ellen Klümp,
Un wenn de Schoh versapen sünd
So danzt wi up de Strümp",

sangen Ehrbare und Leichtsinnige um die Wette.

Indessen saß man heute doch nicht so fest wie sonst. Zu vieles gab es draußen zu sehen, man mußte eilen, um nichts zu versäumen. Es gab Fahrende, die Lieder zur Laute sangen, lustige und bewegliche; wilde Männer, die Frauen und Jungfrauen mit fürchterlichen Gebärden erschreckten und Narren mit Schellenkappe und Pritsche. Fastnacht! Fastnacht! Steil und stolz blickten die hohen Türme von Sankt Nikolai auf das Gekribbel wie Weise, die sich über nichts mehr wundern. Zu vieles hatten sie schon zu ihren Füßen gesehen, denn die Leute am Sund waren ein hartnerviges Geschlecht, das die Geschichte seiner Stadt mit Blut schrieb. Durch die Ossenreyer- und Semlowerstraße, die Knieper- und Külpstraße strömte das Volk zum Markt, und jeder suchte schiebend und drängend möglichst nahe an den „Kaak" heranzukommen, den Pranger, der am Eingang der Mühlenstraße stand. Heute wartete dort kein Übeltäter auf Halseisen oder Peitsche des Büttels, auch wurden keiner ehrvergessenen Dirne die „Schandpuppen" angehängt. Eine graue Katze war mit den Hinterbeinen an der Schandsäule befestigt, eine lebende Katze. Sie wand sich und miaute erbärmlich. „Heran alle, die forsche Gesellen sind. Wer die Katze totbeißt, wird „Katzenritter" und bekommt vom Herrn Bürgermeister eine sundische Mark."

Die silberne Mark ist nicht zu verachten, aber der Kampf mit der Katze ist, obgleich ihr die Vorderpfoten mit Leder umwickelt sind, nicht nach jedermanns Geschmack. Junge Fante sind um ihr glattes Gesicht besorgt; es gibt aber auch deftige Kerle, Schiffer, Lastträger und dergleichen, die das Maul trefflich weit aufreißen können, einen mächtigen Bartwald im Gesicht tragen und sich nicht mal vor dem Satan, geschweige denn vor einer Mieze fürchten. — Vor den Arkaden des Rathauses ist ein Gerüst errichtet, dort schaut, wie es Sitte ist, der ehrsame Rat der Lustbarkeit zu, voran die Bürgermeister, der dunkle hochfahrende Herr Wulflam, der greise Arnold von Soest, der dicke Herr Gerd Papenhagen. Neben ihnen der Kirchherr vom Sund, Herr Kord von Bonow. Die Kirche erteilt durch das Erscheinen ihres ersten Geistlichen der Lust des Volkes gewissermaßen ihre Zustimmung. Auch hatte der Junker von einst gewöhnlich heimliche Freude an den derben Späßen, aber heute sah er finster und gereizt aus und gab nur kurze Antworten auf die Anreden der Bürgermeister. Jetzt verneigte sich der Büttel vor den großmächtigen Herren und schwingt seinen Stab, der Spaß kann beginnen. Mann auf Mann tritt heran, sein Heil zu versuchen. Die Katze bäumt sich auf, faucht und schreit, wirft sich angstvoll hin und her, aber die Fesseln an den Hinterpfoten sind zu stark. Sie schnappt, spuckt und beißt, hier und da dringt wohl auch eine Kralle durch das Leder, fährt dem Angreifer ins Gesicht, und der Getroffene flucht bei allen Teufeln. Es ist aber streng verboten, das Tier anders als mit den Zähnen zu berühren. Die Menge lacht, schreit, johlt, fürwahr der köstlichste Spaß des ganzen Fastelabends; aber es ist nicht so einfach, eine Katze totzubeißen und „Katzenritter" zu werden, und manches Mal ist es überhaupt nicht geglückt. Aber heute glückte es; das Kätzlein ist aller Erdenpein ledig, und der Sieger, ein untersetzter, stämmiger Brauknecht, besteigt den bereitstehenden Esel, um vor die Tribüne des Rates zu reiten. „Seht allhier, meine hochgebietenden Herren, den Katzenritter, den Mann, dem das größte Maul eignet. Wollet Eure Gnade an ihm beweisen", spricht der Büttel. Der „Ritter" grinst halb stolz, halb verlegen und niest, weil ihn Katzenhaare im Gaumen kitzeln. Der jüngste Ratsherr schlägt ihm die Pelzkappe vom Kopf und reicht ihm den Ehrensold, und Herr Wulfard Wulflam, der allezeit Splendide, wirft noch eine große Silbermünze hinterdrein.

Als der Katzenritter auf seinem Eselein abgezogen war, erschienen auf hundemageren Kleppern, mit langen Lanzen ausgerüstet, zwei Ritter als Hanswurste verkleidet. Der eine war der buckelige Turmwächter Gunter von Sankt Marien, der andere der dicke Stadtpfeifer Gerwin Holtfreter, der wie ein Mehlsack im Sattel saß.

„Platz, Platz für die edlen Ritter! Das Turnier beginnt." Dröhnendes Gelächter scholl über den Platz. Die Posse war so recht nach dem Sinn des derben Volkes von der Wasserkante. Alles jubelte, als die beiden grotesken Kämpen die elenden Mähren gegen einander spornten und die schweren Lanzen lächerlich und ungeschickt einlegten. „Von welchem Schindanger habt Ihr die aufgelesen?" rief man ihnen zu. „Gebt acht beim Absteigen, daß Ihr nicht an den Schenkelknochen hängen bleibt, oder Euch an den Rippen die Beine wundscheuert. Drauf, Peter Gunter! Drauf, Gerwin Holtfreter!"

Der dicke Stadtpfeifer hob sich im Sattel und stach nach der Tartsche seines Gegners, als gelte es einen Apfel vom Baum zu stechen. Die Ratsherren lachten, Wulf Wulflam lächelte überlegen und spöttisch über die bunten närrischen Gesellen; der Kirchherr aber rief laut: „Einen Goldgulden dem, der den anderen aus dem Sattel wirft." — —

Der Markt war jetzt so voll Getümmel, daß ein Priester, der aus der Külpstraße kam, Mühe hatte, sich an den Häusern entlang zu drücken.

„So 'n lustigen Fastelabend hat's lange nicht gegeben am Sund, Vater Johann," redete ihn ein dicker Mann an, der behaglich mit vollen Backen von einer warmen Wurst schmauste.

„Es scheint so. Aber wär's nicht möglich, daß Ihr mich durchließet, guter Freund? Ein Kranker bedarf meiner."

Der Dicke zog gefällig den Bauch ein und suchte sich schlank zu machen. „Von Herzen gern, wenn's geht. Ihr solltet aber noch ein wenig verweilen, Vater Johann. Ein solches Narrenturnier sieht man nicht alle Tage. Ich habe um eine Kanne Wein gewettet, daß der Dicke gewinnt. Wer, meint Ihr, daß siegen wird, der Dickwanst, oder der Gauch mit dem Verdruß auf dem Rücken?"

„Fürwohr, ich weiß es nicht, laßt mich nur durch."

In der Dämmerung kehrte Pater Johann in die Wedeme, das Wohnhaus der Geistlichen, zurück.

Auf Markt und Gassen lärmte es wie zuvor, oder noch mehr, denn die Zahl der Berauschten hatte sich verdoppelt; auch schien etwas Besonderes geschehen zu sein. Als Pater Johann an einem aufgeregt redenden Menschenhaufen vorüberkam, schrie man es ihm zu: „Der Stadtpfeifer hat den Turmwächter im Lanzenspiel erstochen, und es heißt, der bischöfliche Offizial werde nicht gestatten, daß man ihn in geweihter Erde begrabe, weil er auf unchristliche Weise und ohne Beichte und Absolution zu Tode gekommen sei."

Pater Johann zuckte zusammen, als habe man ihm einen Schlag ins Gesicht gegeben. Wieder sah er in Kord von Bonows Hand die blinkende Münze und hörte ihn rufen: „Einen Goldgulden dem, der den anderen aus dem Sattel wirft."

Vom richtigen Wandern.

„Wandern, ach wandern
Wohl in die Fern',
Wandern, ach wandern
Tu' ich so gern!"

Unzählige Lieder und Sprüche gibt es, die das Wandern preisen, und wenn jetzt die liebe Sonne herablacht auf grünende Fluren und blühende Blumen, dann regt sich in Hunderttausenden die Wanderlust. Jahrzehntelang war das Wandern fast ganz in Vergessenheit geraten, der Schnelligkeitsdrang, die Freude am Technischen, die immer größer werdende Hast der Lebensweise raubten uns die Geduld und Muße zur beschaulich naturgenießenden Fußwanderung von Ort zu Ort. Es war der Jugend vorbehalten, dieses zugefallene Tor zur Freude an der Natur und zur Gesundung in ihr wieder zu eröffnen. Als die ersten „Wandervogel-Gruppen" ihre wirklich zu Entdeckungsreisen werdenden Wanderfahrten unternahmen, wurden sie verlacht, verspottet, ja angefeindet. Heute ist der Begriff „Wandern" wieder Allgemeingut geworden; vielleicht kommt das auch daher, daß die Mehrzahl sich kostspielige Reisen nicht mehr leisten kann. Wie man so oft beobachten kann, daß der Zwang, sich zu bescheiden und aus Wenigem Viel zu machen, sich als anregend und schöpferisch erweist, so kann man es auch hier. Warum in die Ferne schweifen? Denken die Leute mit schmaler Kasse, zunächst mehr notgedrungen, als freiwillig, und sie fangen an, ihre nähere und weitere Heimat zu durchstreifen. Bald aber geht ihnen ein Licht darüber auf, wie lohnend ein solches Beginnen ist, und wie schön auch die Fleckchen Erde sind, die nicht im Baedecker einen Stern tragen, die kein Badeleben, keine Kurtaxe und keine eleganten Hotels haben und die bescheidentlich zu Fuß zu erreichen sind! Mit dem Geschmack am Wandern wächst auch die Unternehmungslust, und wenn der Urlaub kommt, dann ist man sich schon lange vorher darüber klar, daß er restlos zu einer ausgedehnten Wanderung benutzt werden soll.

Das ist auch gut und schön, und ohne Übertreibung kann wohl behauptet werden, daß bei keiner Reiseart sich Körper

und Nerven so erholen können, wie bei einer Wanderreise, wenn sie — richtig absolviert wird. Aber hier gerade finden sich viele Gelegenheiten, Fehler zu machen, Fehler, die Enttäuschungen, Ärger, Erschöpfungszustände, wenn nicht gar schwere gesundheitliche Schädigungen verursachen können, so daß mancher am Ende seiner Wanderfahrt erholungsbedürftiger ist, als am Anfang, und sie beschließt mit dem Gelöbnis: „Nie wieder!"

Zunächst sind die meisten Fußreisenden (Touristen, wie man sie früher nannte) in der Mehrzahl der Fälle allzu optimistisch in bezug auf ihre Leistungsfähigkeit. Es ist ein großer Unterschied zwischen selbst größeren, sich über mehrere Tage erstreckenden Fußwanderungen daheim und einer mehrwöchigen Wanderfahrt in fremden Gegenden, unter anderen Verhältnissen und mit dem trotz weisester Beschränkung doch notwendig gewordenen umfangreicheren Gepäck. Es ist auch falsch, sich der sogenannten „Kilometerfresserei" zu ergeben, d. h. sich etwa vom Antritt der Reise einen Plan auf dem Papier zu machen, nach dem man am ersten Tage von A. bis B. kommen muß, am zweiten von C. bis D. usw. und wo man etwa, die zurückzulegende Entfernung auf der Landkarte ausmessend, sagt: „Ach, das sind ja nur so und so viel Kilometer, da können wir den Ort E. auch noch mitnehmen!" Solche Berechnungen werden in der Praxis fast immer über den Haufen geworfen, aber es ist grundverkehrt, sich dann auf seinen Plan zu versteifen und über seine Nichtinnehaltung zu grollen! Reisen soll ausruhen und genießen sein, nicht Arbeit und Hetzjagd. Beim Wandern gilt mehr als bei allen anderen Reisearten der Rat: „Laß dich treiben, wo der Wind dich hinweht!", und das Motto: „Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt — Juchhei!"

Ein weiterer Fehler, den namentlich Anfänger in der edlen Kunst des Wanderns sehr häufig machen, ist, daß sie zuviel Gepäck mitnehmen. Wenn man diese mit der sprichwörtlichen „halben Wohnungseinrichtung" Beladenen so dahinkeuchen sieht, kann man sich des innigsten Mitleids nicht erwehren. Wie schön könnte das Reisen sein, und was machen sie daraus! Die Kunst der Wanderfahrt ist, wenig Gepäck mitzuschleppen, und hier gilt der Grundsatz: „Alles Entbehrliche weglassen und alles, was schwer wiegt, nach den Hauptstationen vorausschicken bzw. sich nachsenden lassen! Die hierfür angewandten Unkosten lohnen sich doppelt und dreifach!

Endlich darf man noch beim Wandern die sehr wichtige Frage des Nachtquartiers nicht außer acht lassen. Man braucht keine großen Ansprüche zu machen, aber doch ist allzu große Sparsamkeit hier vom Übel. Gut geschlafen ist die halbe, nein, dreiviertel Erholung! Darum gebe man lieber für das Nachtlager etwas mehr aus, und am richtigsten ist es, sich ein festes Standquartier zu suchen, von dem man seine Ausflüge strahlenförmig unternimmt und in dem man sich heimisch fühlt.

Mit dem Rat: „Tragt bequemes Schuhwerk und übt gute Fußpflege!" sei nun diese Wanderplauderei beschlossen!



Bunte Chronik



*** Eine Gedenktafel für Lady Godiva.** Obwohl die Gestalt der Lady Godiva legendenhaft anmutet, gehört sie tatsächlich der Geschichte an. Vor etwa tausend Jahren hatten die Engländer von Coventry arg unter den Steuerlasten zu leiden, die ihnen der Earl Leofric auferlegt hatte. Seine Gattin Godiva war von außerordentlicher Schönheit und Milde. Vergeblich bat sie ihren Gatten inständig, doch die Lasten der Einwohner von Coventry zu vermindern. Schließlich war er ihrer steten Bitten müde und sagte hohnlachend, er wolle gern ihrem Wunsche entsprechen, wenn sie — unbekleidet durch die Straßen von Coventry reite. Lady Godiva hielt bekanntlich Wort. Zu Beginn des elften Jahrhunderts starb Lady Godiva, tief betrauert von allen Einwohnern Coventrys, denn sie hatte viel Gutes gestiftet. So war sie an der Gründung des Klosters Stow in Lincolnshire beteiligt (1040), ja, es gelang ihr, Leofric zum Bau eines Klosters bei Coventry zu überreden, das von Benediktinermönchen bezogen wurde. Auch viele andere Klöster hatten ihr Spenden und Stiftungen zu verdanken. Lady Godiva wurde in der Benediktiner-Abtei auf Hill Top begraben. Auf dieser Stätte erhebt sich jetzt das Gebäude des Coventry-Versicherungsausschusses. Auf Anregung der Gesellschaft wurde an dieser Stelle kürzlich eine Gedenktafel angebracht, die von vielen Engländern und Fremden besichtigt wird. Im Jahre 1678 hatte man im Mai zum ersten Male einen „Godivaritt" veranstaltet, bei dem auch die aus Holz geschnitzte Figur des neugierigen Schneiders, die merkwürdigerweise einen Mann in Rüstung darstellte, nicht fehlte. Dieser historische Ritt wurde bis 1826 veranstaltet und nach längerer Pause 1848 neu belebt. 1887 entschlief diese alte Sitte, doch sind Bestrebungen im Gange, den alten Brauch neu zu beleben.

*

*** Eine Landschaft für 72 000 Pfund.** In englischen Kunsthändlerkreisen wird der Rekordpreis von 72 000 Pfund für das Gemälde „Erntewagen" von Gainsborough lebhaft diskutiert. Das Bild hat ein amerikanischer Sammler in Newyork erworben. Im Jahre 1913 hatte es für 20 000 Pfund seinen Besitzer gewechselt. In der Presse wird darauf hingewiesen, daß vor zwanzig Jahren für Rembrandts „Mühle" 50 000 Pfund gezahlt wurden, was damals viel Aufsehen erregte.

*

*** Die Momentphotographie als Detektiv.** Auf eine originelle Weise wußte sich ein erfinderischer Zeitungsverkäufer zu helfen, der seit langem die Wahrnehmung gemacht hatte, daß er einen „stillen Teilhaber" bei seiner Geschäftskasse und einen ungebetenen Bezieher von Gratisexemplaren hatte, ohne daß es ihm gelungen wäre, den Übeltäter dingfest zu machen. Zuletzt verfiel er auf die Idee, an seinem Zeitungsstand einen kleinen photographischen Apparat mit automatischer Auslösung an versteckter Stelle anzubringen, wie solche bei Tieraufnahmen in der Freiheit oft verwendet werden. Er verband die Auslösung mit seiner Kasse und dem Stapel Zeitungen, von denen ihm am häufigsten Exemplare fehlten, und bald hatte er den gewünschten Erfolg zu verzeichnen. Der Apparat gab getreulich wieder, wie eine unberufene Hand den Griff in das Eigentum des Zeitungsverkäufers wagte, aber die Überraschung dabei war, daß diese Hand einem vorgeblich Einarmigen gehörte, auf den der Zeitungshändler aus eben diesem Grunde nicht den geringsten Verdacht gehabt hatte, der aber in Wahrheit seine gesunde Rechte unter einer Pelerine verborgen hatte.

*

*** Der taubstumme Liebhaber als Mörder.** In Prag wurde neulich die Witwe eines Rechtsanwaltes, eine allgemein bekannte und beliebte Dame, die sich besonders durch ihre sozialen Bestrebungen einen Namen gemacht hatte, in einer Vorstadtstraße ermordet aufgefunden. Der Tod der Bedauernswerten war durch Erwürgen erfolgt, und auf Grund der Fingerabdrücke, welche die Würgemale an ihrem Halse aufwiesen, gelang es, den Täter, einen taubstummen Arbeiter, ausfindig zu machen und festzunehmen. Man glaubte zunächst an einen Raubmord, denn es war bekannt, daß die Verstorbene bei der Ausübung ihrer sozialen Hilfstätigkeit sehr freigebig mit Unterstützungen und dergl. gewesen war und auf ihren Gängen in die Armenviertel häufig größere Geldbeträge bei sich geführt hatte. Man fand aber sowohl ihre Börse, als auch ihre Schmucksachen unversehrt bei der Toten, und die Annahme einer Beraubung fiel deshalb fort. Um Licht in das Dunkel zu bringen, ließ man den Mörder durch einen Taubstummenlehrer verhören, und nun ergab sich eine romanhaft klingende, zugleich rührende und tragische Geschichte. — Die Witwe hatte auf ihren Gängen den Taubstummen kennengelernt, der sich kümmerlich durch Pantoffelschnitzen ernährte, aber ein unverkennbares bildhauerisches Talent besaß. Sie interessierte sich für seine Plastiken und Schnitzereien und stellte ihm die Mittel für seine künstlerische Ausbildung zur Verfügung. Sie nahm sich auch sonst seiner an, zog ihn in ihr Haus und bemühte sich, sein trostloses Dasein zu verschönern, leider mit dem Erfolge, daß der Dreißigjährige sich in die Fünfzigjährige glühend verliebte. Bei einem seiner Besuche fiel er ihr zu Füßen und versuchte sie zu küssen, doch wies sie ihn entrüstet ab und verbot ihm das Haus. Da er sich ihr nicht auf andere Weise verständlich machen konnte, schrieb er ihr einen demütigen, um Verzeihung flehenden Brief und bat sie, ihn zu besuchen, da er krank daniederliege. Voller Mitleid erfüllte die Witwe diese Bitte, aber im Laufe dieses Besuches wurde der Taubstumme wieder von seiner Leidenschaft übermannt, und als seine Wohltäterin sich seiner zu erwehren versuchte, erdrosselte er sie, wie er selber sagte, in einem Anfalle von Eifersucht, damit sie keinem anderen gehören sollte!

*

*** Das Haar als Verräter.** Der moderne Sherlock Holmes kann mit nur einigen wenigen Haaren als Beweismittel die Rasse und das Geschlecht eines belangten Individuums bestimmen. Diese neue Feststellungsmethode beruht auf der Verschiedenheit im Gewicht des menschlichen Kopfhaares. Man hat nämlich gefunden, daß die Chinesen und Japaner das schwerste Haar haben: 60 Prozent schwerer als das der weißen Rasse. Und das Haar der Männer ist 18 Prozent schwerer als das Lockenhaar der Frauen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.